



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willi: Bilder aus dem Liebesleben gekrönter Häupter während des
Wiener Kongresses

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bilder aus dem Liebesleben gefrönter Häupter während des Wiener Kongresses

Don Professor Dr. Willi Müller



Diejenige Periode der europäischen Geschichte, die an den Ufern der Seine durch Jakobinertum und Sansculotten eingeleitet worden war, endete nach den blutigen Wirren, in die der Held und Erbe der Revolution den Erdteil gestürzt hatte, wenn wir von dem kurzen Epilog der „hundert Tage“ absehen, in der Hauptstadt der alten Donaumonarchie mit einer glänzenden Siegesfeier der Legitimität. Kaiser und Könige mit allem Darum und Daran, die Schauspieler des großen Dramas, das ein Vierteljahrhundert die Menschheit in Atem gehalten, trafen Herbst 1814 in Wien zusammen, um die gestörte politische Ordnung Europas wieder aufzurichten; Anmut, Geist, Wiß und raffinierter Lebensgenuß, alle diese charakteristischen Erscheinungen der vorrevolutionären Periode, fanden sich aufs neue vereint: man hatte nichts gelernt und nichts vergessen und knüpfte völlig an die früheren Zustände an. So gehört der Winter 1814 auf 1815 unstreitig zu den interessantesten und denkwürdigsten Epochen der alten Kaiserstadt. Von dem politischen Hintergrunde hob sich in mannigfachem Wechsel das gesellschaftliche Leben mit seinen vielerlei Zerstreuungen wohlthuend ab; die Langeweile, sonst so gern mit der Etikette und dem Prunke die dritte im Bunde, hatte nach Wien keinen Paß bekommen; anstatt ihrer war der Frohsinn eingezogen. In einem ununterbrochenen Rausche, der die Teilnehmer nicht zur Ruhe kommen ließ, wechselten Festlichkeiten aller Art; gerade Wien, die Stadt der Walzer und des Tolayers, mochte wohl geeignet erscheinen, den vom napoleonischen Drucke befreiten Szepterträgern als Dorado zu dienen, und in der That gewinnt es trotz der enormen Schwierigkeiten, mit denen die Diplomaten zu kämpfen hatten, manchmal den Anschein, als sei die Politik Nebenzweck und süßes Schäferspiel die Hauptsache gewesen. Bei dem ewigen Feiern erschienen die Frauen tatsächlich als die Hauptpersonen und waren oft genug die treibenden Räder der gewaltigen Maschinerie; ja man darf behaupten, die Salons glichen einem Labyrinth der Liebe, für das der Ariadnesfaden allerdings manchmal nicht ganz leicht zu finden ist. Und dieses Liebesleben hinter den Kulissen der politischen Schaubühne, so sekundär es auch der gewaltigen diplomatischen Tätigkeit gegen-

über erscheinen mag, vervollständigt doch das Gesamtbild; unter einem solchen Gesichtswinkel betrachtet, darf es Anspruch auf Berücksichtigung und damit auch auf Schilderung erheben.

Auch die gekrönten Häupter verlebten während des Kongresses meist goldene Stunden; der drohenden „Götterdämmerung“ entronnen, gaben sie sich völlig dem Genuße des Augenblicks hin und schlürften alle erdenklichen Wonnen in vollen Zügen; die Lust am Dasein forderte ihr Recht nach der Sorge und Unruhe zweier Jahrzehnte. „Könige in Ferien“ sah man hier die Bürde konventioneller Fesseln gern abwerfen, um sich als Menschen unter Menschen zu fühlen, und das Privatleben dieser sonst hoch über der profanen Menge Schwebenden, in das wir, nachdem Purpur und Hermelin ihnen von den Schultern geglitten sind, einen hoffentlich nicht allzu indiskret erscheinenden Blick zu werfen wagen, bietet des Interessanten genug; denn von Frau Venus in Bande geschlagen, sanken seit alten Zeiten auch die Olympier manchmal zu Sterblichen herab. Selbst die Tochter des Gastgeber, des Kaisers Franz, verschonte Schall Amor nicht. Es verstand sich von selbst, daß die Erzherzogin Marie Luise, die Exkaiserin von Frankreich, obgleich sie damals erst dreiundzwanzig Jahre zählte und an Schönheit und Frische einer eben erblühten Rose gleich, an den Freuden des Kongresses nicht teilnahm; die Festfanfaren, die oft so laut ertönten, waren schließlich doch nichts anderes als das „Halali“, das über dem erlegten Wild geblasen wurde, und mit dem zur Strecke Gebrachten hatte sie Jahre lang Thron und Bett geteilt. Aber die zur Strohwitwenschaft verurteilte Gattin des Titanen mußte sich für das, was ihr entging, schadlos zu halten: in der idyllischen Stille des Schönbrunner Schlosses spielte sich ihr Oberstallmeister, der Graf Adam Reipperg, im Schlachtengetümmel einäugig geworden, aber ein großer Künstler auf dem Klavier, so tief in das Herz der musikliebenden Fürstin hinein, daß die staunende Welt diesen Tröster einige Jahre später an deren Seite die Rolle des auf dem fernen St. Helena verkrümmerten Gemahls vollberechtigt weiterführen sah.

Doch beschäftigen wir uns zunächst mit demjenigen Manne, der zweifellos die bei weitem wichtigste Persönlichkeit des ganzen Kongresses war, mit dem Zaren Alexander. Seine ritterlich schöne, majestätische Gestalt wurde gekrönt von einem Antlitz, dem zwar alles Imposante fehlte, das aber mit seinen lebhaften Augen und dem kleinen wohlgeformten Munde, den blendend weiße Zähne schmückten, immerhin sympathisch berührte und die etwas plumpe Kalmückennase übersehen ließ. Der Charakter des damals Siebenunddreißigjährigen setzte sich aus sehr verschiedenen, doch so gut amalgamierten Elementen zusammen, daß seine Analyse den Historikern bekanntlich immer viele Schwierigkeiten bereitet hat. Zwischen den Polen eines selbstlosen Idealismus und einer überaus schlaunen Berechnung rotierte das Leben des immer noch nicht völlig ausgereiften Selbstherrschers um die Achse stark hervortretender Eitelkeit; er hielt sich für eine Art Halbgott, der freilich stets von der heimlichen Sorge

gepeinigt wurde, die Menschen möchten ihn nicht als solchen anerkennen. Zeitweise noch der *rève-chevalier* von früher, glaubte er sich, einerseits schon unter dem geistigen Einflusse seiner späteren *Egeria*, der sagenumwobenen Frau Juliane v. Krüdener stehend, der ihre Vergangenheit Grund genug zu der weltentrückten Rolle einer hüßenden Magdalene gab, andererseits infolge des siegreich gegen Napoleon geführten Krieges unternehmend geworden, zum Beglückter der Menschheit durch die „Heilige Allianz“ berufen, ein Nebelgebilde, bei dessen Kondensation zu einem greifbaren politischen Ergebnis es ohne den herbsten Widerspruch mit der rauhen Wirklichkeit nicht abgehen konnte. Diesen quälenden Zwiespalt auszugleichen, versuchte er — was jedenfalls das Klügste war — einstweilen wenigstens seinen engeren Kreis, sich selbst eingeschlossen, möglichst glücklich zu machen, ein Streben, das im ganzen auch von Erfolg gekrönt wurde. Er entzückte, mehr durch persönliche Liebenswürdigkeit und die bezaubernde Art seines Umgangs als durch hervorragende Gaben wirkend, zunächst alle Welt; ja er war — in der ersten Zeit wenigstens — bei den Wienern genau so populär wie einst sein großer Ahnherr Peter, für den man sich gelegentlich seines Besuches stark begeistert hatte, solange er nüchtern war. Trotzdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: Alexander hatte etwas von einem „Blender“. Begleitet war der Zar von seiner sanften, liebenswürdigen Gemahlin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Baden, die für den Glanz der Krone des größten europäischen Reiches, mit dem sie ihr Haupt schmücken durfte, nur spärliche Stunden wahren ehelichen Glückes erkaufte hatte. Von Alexander, der so vielen Damen huldigen mußte, kühl behandelt, hegte sie eine zärtliche, ihrem Gatten nicht unbekannt Neigung zu dessen Jugendfreunde, dem Fürsten Adam Czartoryski, eine Liebe, die in Wien neu aufstammte. Die Gefühle der Herrschaften aus dem hohen Norden entsprachen überhaupt nicht völlig der Temperatur ihres Landes: in der Umgebung der Zarin befand sich beispielsweise eine Gräfin Tolstoi, die in sehr unglücklicher Ehe lebte infolge ihres Verhältnisses zu Lord Witworth, dem englischen Gesandten in Petersburg.

Alexander selbst hatte ein reiches Liebesleben hinter sich; in den letzten Jahren war die schöne Maria Marischkin, die Gattin des russischen Hofmarschalls, seine Herzenskönigin gewesen, von der er auch eine Tochter besaß, die aber jung starb. Diese Beziehungen erscheinen allerdings zur Zeit des Kongresses bereits als der Vergangenheit angehörig; ja des Zaren Gefühle zeigten sich so völlig abgekühlt, daß er ruhigen Blutes zusah, als bald darauf sein Generaladjutant, der Graf Djarowski, der Verlassenen näher trat. In Wien entschädigte Alexander sich anderweitig, aber in den Salons des Hochadels merkwürdigerweise meist auf ziemlich harmlose Art, obgleich ihm viele Repräsentantinnen dieser Kreise recht wohl gefielen. Galant, wie er war, bezeichnete er sechs Damen als die Kongressschönheiten; so nannte er die Gräfin Karoline Szechenyi *la beauté coquette*, die Gräfin Sophie Zichy *la beauté triviale*,

die Gräfin Esterhazy-Roisin la beauté étonnante, die Gräfin Julie Zichy la beauté céleste, die Gräfin Saurma la beauté du diable und die Fürstin Auersperg la beauté qui inspire seule du vrai sentiment, womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß nicht noch andere Huldinnen wärmere Gefühle in ihm wachgerufen hätten. Eine oder die andere von ihnen meinte wohl gar, der „Friedensengel von der Newa“ sei ernstlich in sie verliebt, aber bald erkannten alle, daß er nur spiele. Der Anregung und Zerstreuung suchende Fürst flatterte eben, seiner Natur nachgebend, gern von Blume zu Blume; daher hieß es von ihm auf einer die Monarchen des Kongresses karikierenden Darstellung: „Er liebt für alle.“ Und, man muß es ihm lassen, er zeigte sich als guter Gesellschafter, obgleich er schwer hörte und seine Konversation keineswegs für besonders geistvoll gelten konnte. Die Damen umschwärmten ihn förmlich; solch ein halbasiatischer Purpurträger war doch ein gar zu interessantes Phänomen und immer hochwillkommen in dem Kreise der Aristokratinnen, wo er ganz westeuropäisch kultiviert um Pfänder spielte und zur Klavierbegleitung meisterhaft zu pfeifen verstand. In dieser gekrönte Spielmann aus der sarmatischen Welt übte schließlich eine ähnliche Anziehungskraft aus wie vor Zeiten sein vagierender Kollege, der zauberkundige Rattenfänger von Hameln. Auf tieferes musikalisches Verständnis seitens des Zaren dürfen wir freilich aus dessen labialem Virtuositentum nicht schließen; seine Lieblingspolonaise, die der Nachwelt erhalten ist, war ein außerordentlich triviales Machwerk. Aber allerhand originelle Scherze trieb er mit den Damen; so wettete er eines Tages mit der Gräfin Flora Wróba, einer gefeierten Schönheit, wer sich schneller umkleiden könne, ein Herr oder eine Dame, harmloserweise übrigens in gesonderten Gemächern, und war höflich genug — König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen figurierte als Schiedsrichter —, seine Partnerin gewinnen zu lassen, der er dann als Siegespreis einen kostbaren Schal übersandte. Vor allem war Alexander aber ein ebenso vorzüglicher wie unermüdlicher Tänzer. Offiziell wurden bei den Kongressfesten allerdings meist Polonaisen gegangen — auf dem Hofballe am 1. Februar 1815 wohlgezählte achtundvierzig! —, aber der Zar beteiligte sich, wenn er es haben konnte, auch mit Vorliebe am Walzer, und so leidenschaftlich, daß man wohl sagte, er leide an der „dansomanie“. Er war der geborene Nachtfalter, der beispielsweise auf einem Balle bei der Fürstin Bagration erst um 1/2 11 Uhr auftauchte, dann aber bis 4 Uhr flott durchtanzte, bei solchen Gelegenheiten stets im einfachen Frack ohne Orden. Nicht immer freilich zeigte sich Alexander als harmloser Kavaller; ab und an liebte er es auch, den Don Juan zu spielen. Als Ende Oktober 1814 die Monarchen für ein paar Tage nach Ungarn gereist waren, verließ er einen offiziellen Ball bei der Gräfin Sandor, um auf irgendeiner Redoute die Nacht durch mit der hübschen Tochter eines Apothekers zu tanzen, und ebenfalls in Budapest war es, wo er der Gräfin Orcsy zuflüsterte, er bedaure, daß sich die Gelegenheit nicht böte, ein belastetes Gewissen davonzutragen. Und auch

sonst erschien er zuweilen unter der Maske des Schwerenöters. Einst hatte er sich bei einer der Fürstinnen Esterhazy angesagt, während deren Gatte auf einem Ausfluge begriffen war. Als ihm nun die Liste der Damen, die anwesend sein sollten, mit der Bitte überreicht wurde, die weniger angenehmen zu streichen, ließ er nur den Namen der Hausfrau stehen, worauf diese schleunigst ihren Gemahl herbeizitierte. Ja auf einem Balle beim Fürsten Franz Palffy sprach der verliebte Herrscher aller Neuzen der Gräfin Szechenyi gegenüber naiv genug den Wunsch aus, provisorisch den Platz ihres abwesenden Gatten einnehmen zu dürfen, worauf er von der resoluten Dame mit bezug auf den durch die Kongreßdiplomaten eifrig betriebenen Ländertausch die Antwort erhielt: „Est-ce que V. M. me prend pour une province?“

Ganz besonders und über das sonst bei ihm übliche Maß hinaus interessierte Alexander sich aber für die Fürstin Gabriele Auersperg, die, seit 1812 Witwe, zurzeit des Kongresses kaum zwanzig Jahre zählte. Sie ist die unter den sechs oben erwähnten, durch den Zaren proklamirten Schönheiten der Wiener Gesellschaft genannte Dame, soll freilich nach einem Urtheil von anderer Seite mehr tugendhaft als schön und dazu nicht gerade hervorragenden Verstandes gewesen sein. Doch gehen auch über diesen letzten Punkt die Ansichten auseinander. Sicher besaß sie leuchtenden Teint, wundervolle blonde Haare und eine sehr niedliche Figur, und ebenso fest steht, daß man über Geschmacksrichtungen nicht streiten soll. Alexander äußerte einst: „Elle s'appelle Gabriele, et elle est digne d'un Henri IV.“, bezugnehmend auf die reizende Gabriele d'Estrees, die Geliebte des genannten Königs, und ein andermal meinte der in dieser Zeit für „heilige“ Allianzen schwärmende Fürst: „Ich habe die Gabriele so lieb; hätte ich nicht eine Frau, ich würde sie heiraten.“ Bei der vom Hofe am 22. Januar 1815 arrangierten Schlittenfahrt fuhr der Zar denn auch die Fürstin Auersperg, und auf dem oben erwähnten Balle vom 1. Februar ging er mehrere Polonaisen mit ihr. Für den liebenswürdigen Charakter der Dame spricht, daß sie trotz ihrer kaiserlichen Eroberung bescheiden blieb. Auch konnte sich der Verehrer keiner stärkeren Erfolge rühmen: die belagerte Festung kapitulirte nicht. Manche Damen, vermutlich solche, die die Taktik des Widerstandes selbst nicht kannten, behaupteten freilich, Alexander habe niemals ernstlich versucht, sie zu nehmen; andere glaubten, auf sie die Worte ihres Landsmannes Bauernfeld anwenden zu dürfen:

„Sie verbrennt sich nicht, weil sie nicht brennt;
Ihre Tugend ist Mangel an Temperament.“

Und doch hat die Fürstin des Zaren wegen, der ihr vielleicht keineswegs so gleichgültig war, wie es den Anschein hatte, möglicherweise schwere Seelenkämpfe durchgeföhrt; am Tage seiner Abreise überraschte eine Freundin sie in ihrem Toilettenzimmer, wo sie tränenüberströmt auf den Knien lag. Die Gräfin Fisi Palffy, des zur Kongreßzeit viel genannten Fürsten v. Signe weltersfahrne Tochter — ihm selbst freilich soll seine Vaterschaft nicht über

jeden Zweifel erhaben gewesen sein — meinte zwar, als sie davon hörte: „Hélas, ce ne sont pas toujours les remords, mais les regrets.“

War es hier vielleicht die Reinheit einer edlen Frauenseele, die Alexander anzog, so zeigte er sich in anderen Fällen keineswegs abgeneigt, der Venus zu opfern, wenn sie ihm auf den Straßen der Stadt, Mammon für ihre Gaben heischend, in Gestalt eines hübschen Mädchens entgegentrat, ja er hatte sich aus Petersburg ein paar Maitresses mitgebracht, deren gut bürgerliche Namen zu den klangvollen Titeln der aristokratischen Schönheiten seines gesellschaftlichen Kreises in schreiendem Gegensatz standen; die eine hieß Frau Schwarz, die andere gar Frau Schmidt. Besonders jene war sehr stolz darauf, die Geliebte ihres Landesherrn zu sein, während ihr Gatte, der weniger Gewicht auf die Integrität seiner Ehe als auf einen wohlgefüllten Geldsack legte, die ihn kompromittierenden Beziehungen begünstigte, da sie ihm gewinnreiche Verträge mit der russischen Armeeverwaltung verschafften. Allerdings blieb der Zar in der Gunst der begehrenswerten Dame nicht ohne Konkurrenz; ein dänischer Kammerjunker v. Scholten, der eine stattliche Erscheinung und ebenfalls in der Lage war, kostbare Geschenke zu machen, trat bald als erfolgreicher Rivale auf und verstand es, sein Liebesglück gar noch politisch nutzbar zu machen, indem er manches in Erfahrung brachte, was Alexander während vertrauter Stunden mit seiner Freundin besprach.

Andersartig als die Herzensneigungen des russischen Herrn zeigten sich, dem völlig verschiedenen Naturell entsprechend, diejenigen König Friedrich Wilhelms des Dritten von Preußen, den man in Wien wegen seines engen Anschlusses an den Zaren als dessen Satelliten zu bezeichnen pflegte. Die Gegensätze zogen sich auch hier an: strahlte Alexander in Glanz und Anmut, so trat der Zoller schlicht und männlich auf. Groß, steif und kalt, wie er war, nannte ihn der geistvolle Fürst Ligne eine „figure d'arsenal.“ Wenn man ihn auf dem erwähnten Karikaturblatte mit den Worten charakterisierte: „Er denkt für alle“, so überschätzte diese Zensur seine geistige Bedeutung zwar ganz erheblich, aber das bescheidene und dabei würdevolle, mit achtunggebietendem Ernste gepaarte Wesen des oft und schwer geprüften Monarchen gefiel den Wienern nichtsdestoweniger ungemein. Die Müßiggänger vom Graben, einer Hauptpromenade der Stadt, wollten ihn bald mit der verwitweten Prinzessin von Oldenburg, bald mit einer Erzherzogin, bald sogar mit der Kaiserin Marie Luise verheiraten — lauter Hirngespinnste; aber so fern ihm selbst solche Pläne lagen, manchmal machte er doch, verstimmt durch den schlechten Gang seiner politischen Geschäfte, ganz gern die Rechte an das Leben geltend, die ihm vier Jahre der Trauer um seine heimgegangene Gemahlin vorenthalten hatten. Der vierundzwanzigjährigen schönen Gräfin Julie Richy, einer geborenen Festetics, mit ihrer bezaubernden Anmut und ihrem Madonnengesicht, der tugendhaftesten Frau Wiens, wie die Gräfin Bernstorff sie in ihren Memoiren nennt, war sein Herz zum Opfer gefallen. Sie stellte die „beauté céleste“ des Kongresses

dar, und auch Friedrich v. Geng spricht in seinen Schriften von ihrer „beauté vraiment divine“ und an anderer Stelle von der „incomparable beauté“ der begnadeten Frau. Ihetwegen entzweiten sich eines Tages beim Blindenkampfspiel die Kronprinzen von Bayern und von Württemberg so heftig, daß es fast zum Zweikampfe zwischen ihnen gekommen wäre. Welches Ansehens sich das Zichysche Haus, die „Königsherberge“, wie neidische Zungen es nannten, erfreute, kann man daraus entnehmen, daß hier am Abend des 31. Dezember 1814 alle Monarchen das neue Jahr erwarteten; die Wirtin selbst, die gut und interessant zu sprechen wußte, toastete beim Jahreswechsel auf die Erhaltung des allgemeinen Friedens und die Einigkeit aller Völker. Diese Frau also, die ihn an die Königin Luise erinnert haben soll, war der Magnet, der den sonst so zurückhaltenden Friedrich Wilhelm in dem Maße anzog, daß die Wiener Polizeifakten sagen: „Er war verliebt in sie wie ein junger Mensch von zwanzig Jahren.“ Gelegentlich der oben erwähnten Schlittenpartie fuhr er denn auch seine Herzensdame. Die Beziehungen zu ihr hielten sich allerdings durchaus in den Grenzen des Konventionellen; er erzählte seiner Auserkorenen beispielsweise, wie in Potsdam die Parade aufmarschiere, wie die Preußen früher ganz anders uniformiert gewesen seien als zur Zeit der Befreiungskriege und derartige interessante Dinge mehr — eine Art der Konversation, die den sichereren Schluß zuläßt, der Kampf der tugendhaften Julie werde kein allzu schwerer gewesen sein. Eine niedliche Geschichte darf hier vielleicht eingeflochten werden, geeignet, den Ton zu kennzeichnen, der zwischen beiden geherrscht haben soll. Der König begegnete eines Tages seiner Flamme, als sie mit einem Gebetbuche aus der Kirche kam. „Sie haben ein hübsches Gebetbuch, schöne Gräfin“, sagte er. „Es steht Ew. Majestät zu Befehlen,“ antwortete jene. Friedrich Wilhelm nahm das Buch mit nach Hause, durchblätterte es und entdeckte, daß es das Geschenk einer Freundin war, die sich eingetragen hatte mit den Worten: „Ich liebe dich ewig; liebe mich ebenso.“ Der König schrieb darunter: „Ich tue, was sie tat; ich bitte, wie sie bat,“ und gab dann das Buch zurück — eine Erzählung, deren Authentizität über jeden Zweifel erhaben sein würde, wenn der geistvolle Friedrich Wilhelm der Vierte ihr Held wäre; der ganzen Persönlichkeit des dritten Königs dieses Namens entspricht sie so wenig, daß sie leider ins Gebiet der Fabel zu verweisen sein dürfte. Man kann nicht Feigen lesen von den Disteln. Sehr schmerzlich soll der Abschied des Fürsten von der schönen Gräfin im Mai 1815 gewesen sein; er weinte wie ein Kind, lesen wir in Fourniers „Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß“.

Als letzten der gekrönten Herren, die sich in der leichtlebigen Stadt am Donaufrome mit Liebesbanden umstricken ließen, betrachten wir König Friedrich den Sechsten von Dänemark. Sohn des schwachsinigen Christians des Siebenten und der unglücklichen Karoline Mathilde, die, des Ehebruchs mit dem Premierminister Struensee angeklagt, in die Verbannung gehen mußte, stand der mit

einer Prinzessin von Hessen-Kassel vermählte Fürst zur Zeit des Kongresses in der Mitte der vierziger Jahre. Von kleiner, schwächerer Figur, die einen Albinokopf mit blassem Gesicht, hellblondem, fast weißem Haar, sehr langer Adlernase und stark hervortretendem, spitzem Kinn trug, war er nichts weniger als ein Bild männlicher Schönheit; ja man kann, ohne ihm zu nahezutreten, behaupten, daß sein gesamtes Exterieur eine Empfindung des Komischen, wenn nicht gar des Abstoßenden wachrief. Aber der den Anforderungen der Ästhetik so wenig Rechnung tragende Körper umschloß einen ausnehmend liebenswürdigen, lebhaften, zum Frohsinn neigenden Geist; da Friedrich nie einen Spaß verdarb und ab und zu einen guten Trunk liebte, feierten ihn die Diplomaten als den „Lustic de la Brigade Souveraine“, und auch die Fürsten selbst erfreute seine drollige Art sich zu geben und zu sprechen. Er ist „der beste König der Welt, edel, freigebig, wohlthätig, geistreich und stets mit dem Wohlergehen seines Volkes beschäftigt“, charakterisiert ihn die Gräfin Zulu Thürheim in ihren „Erinnerungen“. Bei so vielen schätzenswerten Wesenseigenschaften gefiel er denn auch den Wienern, zumal er ohne jede Prätension auftrat, ganz ausnehmend; er war wohl der beliebteste unter den fremden Monarchen, was sich so recht bei einer „Pirutschade“ — Lustfahrt — zeigte, wo das Volk gerade ihm ganz besonders lebhaft zujauchzte. Gugitz belehrt uns in seinem Kommentare zu des Grafen de la Garde Buche über den Wiener Kongreß, daß man ihn im Volke den „König vom Tandelmarkt“ nannte mit Beziehung auf eine lustige Travestie „Hamlet, Prinz vom Tandelmarkt“. Unter „Tandelmarkt“ verstand man in Wien den Trödelmarkt, und „Dänemark“ und „Tandelmarkt“ klangen dem Wiener Ohre ähnlich.

Friedrich war nicht ohne schwere Sorgen zum Kongreß gekommen. Erst ganz vor kurzem hatte Dänemark Norwegen an Schweden verloren, wofür das kleine Lauenburg keinen Ersatz bieten konnte, und da es mit Napoleon verbündet gewesen war, hangte der König um seine weitere Existenz als Herrscher, er fühlte sich, wie er wohl zu äußern pflegte, „comme l'oiseau sur la branche“ und war schließlich zufrieden, daß sein bescheidenes Land ihm überhaupt erhalten blieb. Eine gewisse Bitterkeit konnte der vom Schicksal so wenig begünstigte Fürst freilich nicht ganz unterdrücken. Als der Zar gegen Ende des Kongresses von ihm Abschied nahm und liebenswürdigweise die Worte fallen ließ: „Sire, Sie nehmen alle Herzen mit,“ antwortete er, anspielend auf das in Wien üppig blühende System des politischen Menschenhändlers: „Die Herzen vielleicht, aber keine Seele!“

König Friedrich liebte es, wohl um sich von seinen Sorgen abzulenken, nach Eintritt der Dunkelheit infognito und schlecht gekleidet, nur von einem Kavaliere begleitet, in den Straßen Wiens spazieren zu gehen und sich unter die Menge zu mischen, in der er bald ein Kind des Volkes fand, das zu ihm gern in nähere Beziehung trat; wo in den Konferenzen des Kongresses die Legitimität so stark betont wurde, mag er geglaubt haben, wenigstens der

Liebe auch mal in illegitimer Form huldigen zu dürfen. Seine Freundin, eine sehr niedliche Arbeiterin mit frischem, rosigem Gesicht — sie brauchte sich nicht, wie Friedrichs Landsmann, der durch Shakespearer verherrlichte Dänenprinz Ophelia gegenüber äußert, „ein anderes zu machen“ —, blauen Augen und blonden Haaren war durchaus anziehend. In der vornehmen Welt genügte es zur Zeit des Kongresses nicht, König zu sein, wenn man Eroberungen machen wollte, man mußte auch äußerlich etwas vorstellen; das begriff der verständige Monarch und tauchte deshalb ins Meer der Plebs hinab, wo er mühelos fand, was er suchte. Von einer ihn im übrigen ganz besonders wohlwollend beurteilenden Seite wird hervorgehoben, daß er „mit einem Gesicht, wie er es hatte, die Liebe dort suchen mußte, wo er sie zu kaufen bekam“. Immerhin blieb dieser sympathische König, wenn er gleich anderen Fürsten auf Liebespfaden wandelte, eine Fleisch gewordene unbewusste Parodie. Das durch die Gunst des Herrschers ausgezeichnete Mädchen suchte nun bald eine kostbare Wohnung zu mieten und stellte sich dem Portier des in Aussicht genommenen Hauses naiverweise als „Königin von Dänemark“ vor, worauf die Besitzerin, eine Gräfin Paar, wie begreiflich, auf den Abschluß des Vertrages verzichtete. Aber der Spottname blieb der jungen Dame.

Der Fürst von Ligne wünschte der dänischen „Dubarry“ — so bezeichnete er die Geliebte des Königs nach der bekannten Maitresse Ludwigs des Fünftehten — einen kleinen Zeugen der Vergnügungen des Kongresses; das Glück, so meinte er, würde dann einen goldenen Nagel an ihr Rad geschlagen haben. Ein solcher Zeuge erschien nun zwar nicht, aber trotzdem setzte Friedrich seinem niedlichen Schätzchen bei der Abreise von Wien eine jährliche Pension aus. Diese Zusage wurde freilich — auch die Liebe ist ja, wie alles Irdische, wandelbar — später annulliert, aber als der Bankier, der die Zahlung bislang vermittelt hatte, sich die Mühe nahm, seiner interessanten Klientin, der „dänischen Wittib“, wie man sie nach der Trennung von dem Könige nannte, hiervon persönlich Mitteilung zu machen, ward er durch deren Schmerz so ergriffen, daß er der Verlassenen gegenüber gern die Rolle übernahm, die einst auf Naxos den tröstenden Dionysos an des treulosen Theseus Stelle führte — eine Wendung, die die pünktliche Weiterzahlung der bisherigen Bezüge zur Folge hatte. So endete dieses Intermezzo zur Zufriedenheit aller Beteiligten: der König behielt sein Geld, seine ehemalige Freundin blieb im Besitze ihrer Einkünfte, und der Bankier gewann eine hübsche Maitresse.

Es dürfte nicht schwer sein, die Sammlung dieser Skizzen zu vervollständigen, aber das Gebotene wird bei einer Analyse der Atmosphäre, in der die gekröntten Häupter des Kongresses atmeten, immerhin schon einige Dienste leisten können.